

Die Zukunft der Evangelischen Schule als öffentliche Schule

Sehr geehrter Herr Bundespräsident Dr. Fischer,

sehr geehrter Herr Bischof Dr. Bünker,

womit pars pro toto Staat und Kirche (und über die Dr.-Titel auch die Wissenschaft) als Teilbereiche der Öffentlichkeit benannt wären. „Öffentlichkeit“ wird für die hier vorgestellten Überlegungen zur Perspektive evangelischer Bildung der zentrale Bezugspunkt sein, auch wenn wir hier in einer geschlossenen Veranstaltung versammelt sind.

Nur 10 % der Eltern von Kindern der Evangelischen Schule am Karlsplatz wünschen sich eine intensive religiöse Erziehung! Ist dies nicht ein Skandal? Wir könnten uns damit beruhigen, dass wir auf Zahlen gestützt sagen, anderswo sind es noch weniger. Das ist aber nicht wirklich ein gutes inhaltliches Argument. Ist die religiöse Erziehung nicht der Kern einer evangelischen Schule? Müssen wir diesen vermeintlichen Kern nicht in der Zukunft ganz besonders stark ausbauen?

Auf der Suche nach einer Antwort auf die dahinter liegende Frage nach der Gestaltung der Zukunft ist – ganz in der Tradition der Humanisten – ein Blick zu den Quellen sinnvoll, um sich der Kraft zu vergewissern, die auch für die weitere Schulentwicklung Inspiration sein soll. Wenn wir also insbesondere nach der Perspektive der Evangelischen Schule forschen, uns fragen, was macht eine evangelische Schule aus, so ist ein Blick auf Martin Luther sicherlich angeraten. Dabei fällt zunächst auf, dass Luther in seiner Schrift an die Ratsherren von 1524 mitnichten von evangelischen Schulen spricht, sondern dass er die Städte auffordert, „*christliche* Schulen aufzurichten und zu halten“. Nun könnte man sich damit beruhigen und sagen, dieser Aufforderung des Reformators wird genüge getan. Schulen in katholischer und evangelischer Trägerschaft werden überall im Land gegründet. Damit macht man es sich aber zu leicht. Denn für Luther war nicht entscheidend, dass auf der Schule „christlich“ draufsteht, vielmehr stand auf der Schule die er selbst besucht hat auch „christlich“ drauf und er hat unter ihr psychisch und körperlich

gelitten. Er hat sie als Eselsställe bezeichnet wo man nur „Klötz und Bock“ hat werden können. Da habe Angst geherrscht und körperliche Gewalt.

Luther definierte sehr klar, was er unter einer christlichen Schule verstand. Auf diese Forderungen würde ich gern gemeinsam mit Ihnen einen Blick werfen und von daher Kriterien für die Perspektiven Evangelischer Bildungsverantwortung entwickeln.

Auch jetzt noch gehen ca. 30 % der Kinder mit Angst in die Schule. Beachtlich sind daher die innovativen pädagogischen Konzepte Luthers. Er beschreibt einen Unterricht in dem Kinder in ihrem Bewegungsdrang nicht gehemmt werden, in dem spielerisch gelernt wird. Diese Spur wird von der Reformpädagogik aufgenommen und wir haben heute die Aufgabe, sinnvolle pädagogische Konzepte aufzugreifen und umzusetzen, vom Wochenplan Peter Petersens bis zum forschenden Lernen in den Naturwissenschaften und dem Philosophieren und Theologisieren mit Kindern. Neben den Methoden, auf die hier nur am Rande geschaut werden kann, soll die Frage nach dem Sinn und Zweck im Zentrum stehen.

Dass der Besuch einer Schule wichtig ist, war im 16. Jh. keineswegs Gemeingut. Vielmehr war der Schulbesuch mit Kosten verbunden und man vermochte den Gewinn nicht zu sehen. Luther argumentiert mit einer dreifachen Begründung für die Wichtigkeit allgemeiner Bildung, die nur die Schule vermitteln könne.

Zum einen ist Bildung aus theologischen Gründen wichtig. Und zwar deshalb, weil sie ein selbst begründetes Urteil in theologischen Fragen ermöglicht. Jemand, der Griechisch, Hebräisch und Latein kann ist nicht mehr darauf angewiesen unbesehen zu glauben, was angeblich in der Heiligen Schrift steht, sondern kann sich selbst lesend ein kritisches Urteil bilden. Dieser Aspekt, sich selbst kritisch ein Urteil Fragen die Religion betreffend bilden zu können, wird in unserer pluraler werdenden Gesellschaft wichtiger. Es ist eine gute Allgemeinbildung, die die Grundlagen schafft, unseren Mitmenschen, egal welchen Glaubens sie sind und aus welcher Herkunftskultur sie stammen, angemessen gegenüberzutreten zu können. Aber auch auf die fundamentalistischen Engführungen der eigenen Religion und Konfession nicht hereinzufallen, sondern mit dem nötigen Wissen und Können ausgestattet zu sein, um die allzu einfachen Antworten hinterfragen zu können, gehört zur religionsbezogenen **Grundbildung. Allgemeinbildung ist Fundamentalismusprophylaxe**

Dieser theologische Aspekt ist jedoch nur einer von mehreren. In der Schrift zum Unterricht der Visitatoren wird bereits in der Reformationszeit das Maß gewahrt: „Denn etliche lernen gar nichts aus der heiligen schrift. Etliche lernen die kinder gar

nichts denn die heilige schrift, Welche beide nicht zu leiden sind“ (Luther 1538/1909, S. 238).

Ein zweiter Grund den Luther für schulische Allgemeinbildung anbringt ist ein rein innerweltlicher, die Stadt hat etwas davon, dass ihre Bürger gut ausgebildet sind. Dieses Argument kommt uns nur allzu bekannt vor. Wir hören es immer wieder, dass wir als rohstoffarmes Land das Humankapital als einzige Ressource haben, die wir pflegen müssen. Auch wenn dieses Argument deshalb verstört, weil man sich fragen muss, ob wir denn nicht in die Bildung der jungen Generation investieren sollten, wenn wir über Rohstoffe verfügen würden?, so ist doch etwas richtiges daran, dass unsere Gesellschaft in vielfacher Hinsicht von der Bildung der jungen Generation profitiert, ja auf sie angewiesen ist, wenn sie sich erhalten will.

Das stimmt zunächst in wirtschaftlicher Hinsicht, die allerdings für Luther noch keine Rolle spielte, weil das was wirtschaftlich nötig war, man nicht in der Schule, sondern im elterlichen Haushalt lernte. Fritz Lang stellte sich in seinem berühmten Film „Metropolis“ noch am Ende der 1920er Jahre die Anforderungen der modernen Arbeitswelt sehr schlicht vor. Sie erinnern sich vielleicht an die Szene, in der Freder einen erschöpften Arbeiter ablöst, dessen Aufgabe darin bestand, die Zeiger einer runden Schalttafel immer auf die jeweils leuchtenden Lampen zu stellen. Diese anspruchslose Tätigkeit kann auch der nicht angelernte Freder spontan übernehmen. So einfach wie Fritz Lang sich die Arbeitswelt der Zukunft vorstellte, sind aber die Tätigkeiten in der Wirtschaft der Gegenwart nicht. Vielmehr geht es hier um hoch komplexe Prozesse, die zu überwachen sind, die wiederum ein Verstehen dessen voraussetzen, was man da überwacht. Die von Marx zu Recht angeprangerte Entfremdung des Arbeiters von seiner Arbeit kann sich heute kein Unternehmer mehr leisten. Vielmehr ist er darauf angewiesen, dass sich seine Leute mit dem Unternehmen und seinen Produkten identifizieren.

Zuweilen wird es ja bedauert, dass es in unseren Breiten keinen Dienstleistungssektor mit einfachsten mechanischen Tätigkeiten gibt, wie die Tütenbefüller im Supermarkt. Dieser vermeintliche Mangel hat aber zur Folge, dass jeder und jede, die auch nur einen Job finden will, ein Mindestmaß an Basiskompetenzen mitbringen muss. Selbst wenn man im Museum eine Reinigungskraft anstellt, wird man auf eine gewisse kunstbezogene Allgemeinbildung Wert legen, wenn man nicht will, dass die Badewannen demnächst wieder spiegelblank und die „Fettecken“ ohne Fettfleck sind.

Mindestens so wichtig wie die Vorbereitung auf den Eintritt in die Sphäre der Wirtschaft ist allerdings der Eintritt in die Politik. Schon Luthers Argument war, dass

die Kommune hier auch künftig fähige – und das heißt gut ausgebildete – Menschen benötigt. In der Demokratie hat sich dieser Anspruch noch einmal verstärkt. Wenn es in autokratischen Staatsformen ausreichte, die Herrscher zu Herrschern und die Beherrschten zu guten Untertanen zu erziehen, sah bereits Rousseau, dass in der Republik die Bürger Herrscher und Beherrschte zugleich sind, dass man also die Bürger zum Souverän und zum Untertanen erziehen müsse und somit am besten zum Menschen, der vieles kann. Fast dieselben Worte finden sich bei Luther, der sich ein Vorbild an den „Heiden“, das sind bei ihm die alten Griechen, nimmt, die ihre Leute so allgemein gebildet haben, dass sie hernach zu vielerlei geschickt waren und nicht auf eine bestimmte Position, einen bestimmten Beruf festgelegt. Deshalb gilt, *Bildung in evangelischer Perspektive soll und muss nützlich sein*. Sie soll helfen, dass die jungen Menschen im Wirtschaftsleben bestehen können und dass sie sich politisch beteiligen und artikulieren können. **Dass Bildung nur dann gute Bildung ist, wenn sie zu gar nichts nütze ist, ist geradezu eine Verballhornung des Bildungsgedankens.** Die Alternative von Bildung und Ausbildung, die gern mit einem missverstandenen Humboldt begründet wird, ist eine unsinnige Alternative! Humboldt selbst hat allgemeine und spezielle Bildung als zusammengehörig verstanden. Die Schule am Karlsplatz arbeitet hier mit sehr konkreten Projekten genau in diese Richtung. Wenn es in der Mittelschule z.B. eine Schülerküche gibt, in der wöchentlich im Unterrichtsfach Ernährung mit den Heranwachsenden gekocht wird, dann reagiert die Schule damit auf eine veränderte gesellschaftliche Situation, in der es nicht mehr selbstverständlich ist, dass Kinder zu Hause den Wert des Essens erfahren. Darüber hinaus ist es ein Beitrag zur Gleichberechtigung der Geschlechter, wenn Mädchen und Burschen kochen können. Wenn das Evangelische Gymnasium mit seinem Werkschulheim zusätzlich zur Matura den Abschluss einer Berufsausbildung vorsieht, ist dies im eigentlichen Sinne ein Zeugnis evangelischen Bildungsverständnisses.

Evangelische Bildung zielt damit auf die Befähigung zur Teilhabe an der Gesellschaft in all ihren Bereichen. Sie zielt auf die Ermöglichung der Teilhabe an Öffentlichkeit. **Öffentlichkeit ist damit ein Ziel evangelischer Bildung.**

Freilich aber ist so viel richtig, dass Bildung immer auch mehr ist als Ausbildung. Verblüffender Weise findet man bereits in Luthers Schrift von 1524 zaghafte Überlegungen, die diesen Mehrwert von Bildung beschreiben, der in bloßer Nützlichkeit nicht aufgeht, sondern in der Vervollkommnung des Menschen seinen Zweck in sich selbst hat. Dieser Bildungsgedanke, der dann mit Humboldt klassisch wird, meint die Fähigkeit des Menschen sich reflexiv mit der Welt und sich selbst auseinanderzusetzen. Dies ist noch mehr als Ausbildung aber es ist ohne Ausbildung schlechterdings nicht zu denken. Die Fähigkeit verständig zu lesen und zu schreiben,

sich mathematischer Formen der Welterschließung zu bedienen, aber auch bezogen auf Ausdrucksformen der Musik (weshalb die Bach-Musikschule im Hause so wichtig ist) und der bildenden Kunst und Literatur hinhören zu können und sich sogar selbst in der ein oder anderen Weise zu artikulieren ist eine unerlässliche Bedingung für die Möglichkeit sich reflexiv mit sich selbst und der Welt auseinanderzusetzen. Bildung in diesem Sinne kann Schule nie einfach machen. Lernen und Bildung gehören zu den Tätigkeiten, die unverzichtbar sind. Aber die Schule muss die Bildungsanlässe schaffen, sie soll anregen, dass die nächste Generation sich kenntnisreich, kritisch und verantwortungsvoll mit ihrer Welt und sich selbst auseinandersetzt. Diesbezüglich ist in den österreichischen Schulen allerdings noch einiges zu tun.

So zeigte PISA 2009 bekanntlich, dass die Lesekompetenz der getesteten österreichischen Jugendlichen weit unterhalb des OECD-Durchschnitts liegt, ja sich seit 2000 sogar deutlich verschlechtert hat. Wenn man nun die Schülerinnen und Schüler befragt, wie denn die Fähigkeit, Texte zu verstehen, sie anzuwenden und zu reflektieren in ihrem Deutschunterricht gefördert wurde, dann kommen vor allem jene Maßnahmen im österreichischen Deutschunterricht selten vor, die reflexive Leseprozesse anregen. Nur 39 % der Schülerinnen und Schüler geben an, dass sie im Unterricht die Bedeutung eines Textes erklären sollen. Im OECD-Durchschnitt sind es 52 % und in Dänemark 76 %. Die Frage, ob die Lehrerin hilft, die Geschichten die sie lesen zu ihrem Leben in Bezug zu setzen, bejahen gerade einmal 26 % der österreichischen Schüler. In Ungarn sind es 45 %. Anspruchsvolle Fragen, damit sie den Text besser verstehen, erleben 39 % der befragten österreichischen Schülerinnen aber 76 % der dänischen. Besonders problematisch ist, dass in Österreich diese Aufforderungen zur Reflexion von Texten vornehmlich an der AHS vorkommen und an den anderen Schulformen dementsprechend noch weniger.

Schule insgesamt hat jedoch gerade die Aufgabe, diese reflexiven und kritischen Fähigkeiten anzuregen, weil diese es sind, die die Bildung zu mehr als einem „Magazin fremder Ideen“ (wie Schleiermacher es ausdrückt) machen. Das ist heikel, weil kritische Schülerinnen und Schüler aufbegehren, zuweilen auch gegen Lehrerinnen und Lehrer. Das ist also nicht der bequeme Weg, aber der pädagogisch gebotene.

Das Kriterium, das Luther für Schulerfolg angibt ist „Leistung“. Das kann aus evangelischer Perspektive überraschen, weil wir doch von Luther das Mantra der unverdienten Gnade erwarten. Vielleicht sind wir aber hier an einer Stelle, in der der gute Sinn einer Unterscheidung des göttlichen und des menschlichen Bereiches zu suchen ist, denn Luther verfällt gerade nicht in die Unkultur einer Anerkennung, die meint, indem sie nur jeden anerkennt, sich um Gerechtigkeitsfragen nicht mehr

Sorgen zu müssen. Freilich ist die Würde jedes Menschen unantastbar und das ist anzuerkennen. Aber das enthebt uns nicht der Frage, unter welchen Bedingungen die Unterschiede zwischen den Menschen, die es in jeder Gesellschaft gibt, zu rechtfertigen sind? Luthers Antwort – einstweilen allerdings bloß bezogen auf die Schule – ist: Leistung.

Das revolutionäre im Leistungskriterium ist, welche Kriterien es ablöst. Es ist nicht der Stand der Eltern, oder das Geld, die über das Fortkommen in Bildungsfragen entscheiden sollen, sondern der Übergang in die nächsthöhere Schulstufe hängt ausschließlich an der Leistung. Freilich könnten wir einwenden, dass hier keine Anregung mehr zu holen ist, denn in der Leistungsgesellschaft ist uns dieses Kriterium bis zum Überdruß vertraut. Wenn wir jedoch genauer hinschauen – und die PISA-Untersuchungen haben genauer hingeschaut – dann können wir entdecken, dass wir uns selbst in unserem Glauben an die Leistungsgesellschaft betrogen haben. Pisa zeigt, dass in Österreich und Deutschland der Zusammenhang von sozialer Herkunft und Bildungserfolg so eng ist, wie in kaum einem anderen OECD-Land. Aus unserem Einsortierungsschulsystem gibt es nur selten die Möglichkeit des Entrinnens. Die soziale Herkunft funktioniert wie eine selbsterfüllende Prophezeiung und dass dieser Effekt des „wer hat, dem wird gegeben werden“ „Matthäuseffekt“ heißt, ist kein Ausweis seiner Christlichkeit. Es wäre ein Fortschritt sondergleichen, wenn die Vision Luthers verwirklicht würde, dass die im Schulsystem erzeugten Leistungsdifferenzen das Kriterium für Bildungserfolg wären und nicht die schulfremden sozioökonomischen Hintergründe des Elternhauses. Auch das ist wiederum ein Moment der Öffentlichkeit von Schule. Evangelische Schule muss sich aus ihrem eigenen Selbstverständnis um die Überwindung dieses Fatums der Herkunft bemühen. Sie muss sich ganz besonders fragen, wie sind Bildungsbenachteiligungen auszugleichen? Wie ist unser Schulsystem durchlässig zu gestalten? Wie sind Bildungsschranken abzubauen? Bildungserfolg darf nicht aufgrund von Herkunft unwahrscheinlich werden, sondern der öffentliche Bildungsauftrag in evangelischer Perspektive ist, Bildungsbenachteiligungen auszugleichen, damit das Leistungskriterium überhaupt zum Tragen kommen kann. Damit kommen wir nicht nur zum letzten, sondern vielleicht auch zum heikelsten Kriterium. Heikel deshalb, weil es auch manchen Elterninteressen zuwiderlaufen wird, die ihre Kinder an einer evangelischen Schule deshalb anmelden, weil sie vermuten, dort mit manchen Herausforderungen nicht konfrontiert zu sein, die sie an der Stadteilschule erwarten würden. Z.B. Kinder, die zu Hause nicht deutsch und auch nicht norwegisch, sondern türkisch sprechen.

Für manche Eltern ist der kirchliche Bezug eben nur Mittel zum Zweck, der Sicherung einer bestimmten Klientel. Man wählt das exklusive Flair einer evangelischen Schule. Das Wort *exklusiv* beschreibt die Erwartung sehr treffend, dass die Schule bestimmte vermeintliche Problemlagen und damit Menschen *ausschließt*. Auf Luther allerdings wird sich der Anspruch des Ausschlusses nicht berufen können. Sein Argument sich an die RATHERREN zur Schulgründung zu wenden war, dass diese die christlichen Schulen aufrichten und halten sollen, damit *alle* die Möglichkeit des Schulbesuches haben. Jungen und Mädchen, begüterte und nichtbemittelte, selbst die Waisen sollten diese Schulen besuchen und auch bei ihnen entscheidet die *Leistung* über den Bildungserfolg.¹ Das hat für unser Verständnis von evangelischer Bildung Folgen. Beeindruckend ist hier z.B. die Weitsicht der Schule am Karlsplatz, bereits seit 1946 eine Nachmittagsbetreuung angeboten zu haben. Heute ließe sich überlegen, ob sich dieser Ansatz zu einer echten Ganztagschule ausbauen ließe? Wegweisend ist der Inklusionsgedanke. Dazu gehört, dass evangelische Schulen keine baulichen und menschlichen Barrieren darstellen. Dass Menschen mit offensichtlichen Beeinträchtigungen hier genauso ihren Platz finden wie die, deren Beeinträchtigungen erst auf den zweiten Blick sichtbar werden. Auch die konfessionellen Schranken existieren für Schülerinnen und Schüler an evangelischen Schulen schon jetzt nicht mehr. Schätzungsweise ein Fünftel der Schülerinnen und Schüler am Karlsplatz sind evangelisch.

Entscheidend für das Exklusivitätskonzept ist allerdings ein Bildungsinteresse des Elternhauses, das mit der Notwendigkeit des Erhebens von Schulgeld eine unheilige Allianz eingeht. Empirische Untersuchungen zeigen deutlich, dass weniger bildungsinteressierte Eltern nicht einsehen, weshalb sie für etwas Geld ausgeben sollen, für das sie anderswo nichts bezahlen müssen. Davon profitieren die, die gar nicht einmal besonders vermögend, aber daran interessiert sind, dass man unter sich bleibt, als bildungsinteressierte Menschen. Hier nun liegt eine Herausforderung für evangelische Schulen, weil sie sich im Hinblick auf die Ziele, ihre Klientel wie auch ihre Begründung als öffentliche Schulen verstehen müssen. Ausschlussmechanismen – und erscheinen sie auch sonst wie notwendig – passen schlicht nicht zum Konzept von Öffentlichkeit. Schon jetzt steuern die Schulen hier entgegen, indem sie Nachlässe auf das Schulgeld gewähren. Aber es ist deutlich, Menschen müssen zum Bittsteller werden, damit ihnen der Schulgelderlass wie eine Gnade gewährt werden kann. Hier könnten einkommensabhängige Schulgeldtabellen stärkere Schultern

¹ Migration in dem Umfang wie wir sie heute kennen kannte Luther noch nicht und sein Verhältnis zu den Juden war bekanntlich mehr als problematisch, von seiner Auffassung zur Behinderung zu schweigen, aber wenn wir den Geist dieser Argumentation herausdestillieren, dann wird deutlich, Luther zielte auf eine Schule die ALLE besuchen können.

selbstverständlich stärker und schwächere Schultern schwächer belasten oder ganz freistellen. Ideal wäre – um der Öffentlichkeit der Schule willen – freilich eine Lösung, die Luther vorschwebte, als er an die RATHERREN schrieb, dass nämlich das Gemeinwesen die Kosten der Schule unabhängig von deren Trägerschaft übernimmt. Insofern ist es gut, dass Sie verehrter Herr Bundespräsident im Raum sind. Im Gegenzug würden sich die Schulträger freilich verpflichten müssen, keinen Ausschluss durch das Erheben von Schulgeldern zu unterstützen.

Freilich geraten wir hier aus der Perspektive des pädagogisch sinnvollen und theologisch wünschenswerten an die Grenze des derzeit rechtlich Gebotenen. Der Einwand ist nicht von der Hand zu weisen, dass rein rechtlich die evangelischen Schulen als Privatschulen gelten, die eben keine öffentlichen Schulen sind, weil der Begriff der öffentlichen Schule im juristischen Sprachgebrauch Schulen in Trägerschaft des Staates vorbehalten ist. Allerdings kann sich evangelische Schule von diesem juristischen Sprachgebrauch nicht ihr Selbstverständnis ableiten. „Privat“ kommt bekanntlich aus dem lateinischen *privare*, rauben, meint also das der Öffentlichkeit Geraubte. Evangelische Schule allerdings, in dem hier entwickelten Selbstverständnis, raubt der Öffentlichkeit nichts sondern ist ein Teil der Öffentlichkeit und gibt der Öffentlichkeit etwas, nämlich eine gut ausgebildete jüngere Generation, die sie in das Miteinander der älteren Generation entlässt als solche, die sich mündig, selbstbewusst, kreativ und verantwortungsvoll mit ihrer Welt auseinandersetzen können, sie bewahren und weitergestalten können.

Damit sie das können, müssen sie es in der Schule immer schon auch erfahren haben. Das heißt, sie müssen einbezogen werden in echte Entscheidungsprozesse, sei es zur Gestaltung ihres pädagogischen Raumes oder als co-verantwortliche ihres Schullebens in der schulinternen Demokratie. Sie werden ernst genommen als Partner ohne dass deshalb in Fragen in denen es ums Lehren und Lernen geht das pädagogische Gefälle nivelliert wäre. Allerdings weiß jeder Lehrer, dass es Situationen gibt, in dem die Schüler mehr wissen als man selbst. Hier die Kompetenz der Schüler anzuerkennen, sie aufzufordern sie einzubringen, z.B. in Lehrerweiterbildungen durch Schüler, ist ein Teil der pädagogischen Kunst, die Heranwachsende nicht klein hält und zu devoten Untertanen erzieht, sondern sie ermutigt, sich einzubringen mit ihren Gaben, sei es in der Gesellschaft oder der Kirche. Evangelische Schulen müssen sich deshalb verstehen als öffentliche Schulen. Dass sie in Trägerschaft der Kirche sind schmälert nicht ihren Öffentlichkeitsbezug, sondern begründet ihn. Um dies deutlich zu machen und dennoch der juristischen Unterscheidung der Träger Genüge zu tun, gilt es nicht nur auf das „Wording“ zu achten, den Begriff „Privatschule“ selbst nicht mehr zu verwenden und stattdessen z.B. von öffentlicher Schule in evangelischer

Trägerschaft zu sprechen, sondern diesen Öffentlichkeitsanspruch inmitten dieser bunten Stadt Wien auch weiterhin und immer mehr mit Leben zu erfüllen. Unterstützt werden könnte dieser Öffentlichkeitsanspruch von Schule insgesamt durch den Staat z.B. damit, dass man bei der Vergabe des österreichischen Schulpreises ein Kriterium der Öffentlichkeitsorientierung hinzufügt. Den Evangelischen Schulen am Karlsplatz wünsche ich auf diesem Weg ganz viele Ideen, Erfolge und Gottes Segen.

Literatur:

- Luther, Martin: An die RATHERREN aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und erhalten sollen. 1524, In: Dr. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe 15. Bd. Weimar 1899, S. 9-53.
- Luther, Martin: Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherrn im Kurfürstentum zu Sachsen, jetzt durch D. Mart. Luth. corrigiert. Wittenberg 1538, In: Dr. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe 26. Bd. Weimar 1909, S. 175-241.
- Schluß, Henning: Martin Luther und die Pädagogik - Versuch einer Rekonstruktion. In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik Heft 3/2000, S. 321-353.